

(Nachdruck verboten.)

Das Verbrechen des Arztes.

27) Roman von J. G. Kosny.

Autorisierte Uebersetzung von M. v. Berthof.

„Wer weiß?“ meinte die alte Dame. „Sie ist so reizvoll. Es wird ihr an Bewerbern nicht fehlen.“

„Nein, sie werden ihr gewiß nicht fehlen, aber welcher Art werden sie sein? Wir kommen wenig in die Welt, und unter unsren Bekannten sehe ich keinen, der Herrn Donzagues gleichkäme. Denn, wenn sie so reich sind wie er, dann sind sie meistens alt, widerwärtig und kränklich, oder sie sind verhältnismäßig arm. Nein, Mama, jung, gesund und zweihunderttausend Frank Rente, das trifft sich nicht so bald wieder!“

„Nun also, Guy mag entscheiden!“

„Er wird meiner Ansicht sein.“

„Wir wollen sehen!“

Sie brauchten nicht lange zu warten. Wenige Minuten nachher trat Herbeline zum Ausgehen angekleidet ins Zimmer.

„Sie haben doch keine Eile?“ fragte Madame Monteaur.

„Wir haben Ihnen eine große Neuigkeit mitzuteilen.“

Es kommt selten vor, daß die entscheidenden Umstände uns nicht überraschend treffen. Sie stürzen sich eigentlich stets auf uns wie das Raubtier auf seine Beute, und vernichten uns. Guy, den schon Donzagues' Besslichkeit seit einigen Tagen unglücklich machte, hatte doch keine Ahnung von dem, was jetzt kommen würde. Er lächelte und fragte:

„Wird es lange dauern?“

„Sichstens zehn Minuten.“

„Die hab' ich übrig.“

Er ließ sich aufs Geratewohl nieder, und der Zufall begünstigte ihn. Er hatte in einem großen, geschützten Lehnstuhl, den sonst Madame Monteaur benützte, etwas fern von den beiden Damen Platz genommen.

„Zehn Minuten genügen.“ sagte die alte Dame. „Eben hat uns Herr Donzagues verlassen; er hat uns seine Absicht mitgeteilt, um die Hand von Marguerite zu werben.“

Guy hatte das Gefühl, als habe ihm jemand einen Stieb in den Nacken versetzt. Es fauste ihm in den Ohren, es krachte in seinem Gehirn, ein ungeheurer Sturm schien sich in seiner Brust zu entfesseln. Er fühlte, daß er zum Mörder werden könnte. Gleichzeitig war er sich bewußt, verloren zu sein, wenn man sein Entsetzen bemerkte. Sein Wille, wenn man der Instinkt der Selbsterhaltung, der ihn jetzt beherrschte, Wille nennen konnte, war gerade so stark wie seine Erregung. Er lehnte sich in seinen Sitz zurück, um einige Sekunden zu gewinnen, und mit ruhiger Stimme, die die Trockenheit und Zugeschnürtheit seiner Kehle nicht verriet, fragte er:

„Und was haben Sie ihm geantwortet?“

„Das sie noch sehr jung ist.“ sagte Madame Monteaur. Diese Worte übten auf den Unglücklichen eine erquickende Wirkung. Sie beschleunigten die Reaktion. Er sagte:

„Es ist wahr, sie ist noch sehr jung, viel zu jung, um zu heiraten.“

„Aber.“ fiel Madeleine ein. „Herr Donzagues ist gewillt, ein bis zwei Jahre zu warten.“

Herbeline fühlte, daß Madeleine für die Verbindung sehr eingenommen war, er begriff, daß er um jeden Preis etwas Zustimmungendes sagen mußte.

„Das macht natürlich einen Unterschied. In zwei Jahren wird Marguerite völlig entwickelt sein.“

„Also sind Sie dieser Verbindung nicht abgeneigt?“

„Gewiß nicht.“ entgegnete er, und dabei fuhr es ihm wie ein spitzer Dolch durch die Schläfen. „Herr Donzagues ist nach jeder Richtung eine ausgezeichnete Partie.“

„Siehst Du, Mama?“ rief Madeleine, gegen die ihr Mann, zum erstenmal, seitdem sie verheiratet waren, ein Gefühl festigen Zornes empfand.

„Zu Mama nicht dieser Ansicht?“ fragte Guy, der, wie alle Menschen in seiner Lage, sich an die lindlichsten Hoffnungen klammerte.

„Doch!“ entgegnete seine Schwiegermutter. „doch will es mir scheinen, als sei eine zweijährige Verlobung etwas sehr Rangweiliges! Und ich kann nicht glauben, daß sich einem

so außerlesenen Geschöpf, wie es Marguerite ist, nicht noch eben so glänzende Partien bieten werden.“

„Du warst immer etwas phantastisch!“ sagte kühl Madeleine. „Das Leben ist kein Roman.“

„Oh, doch!“ fiel Madame Monteaur lebhaft ein. „es ist der romantischste aller Romane. Und Du solltest es besser wissen, als jede andre.“

„Nun, aber was sollen wir eigentlich thun?“ unterbrach Madame Herbeline, die leicht errötet war. „Man hat sich uns anvertraut, wir haben unsre Unterstützung versprochen. Aber alles in allem liegt die Entscheidung doch bei Guy. Nur sein Wort allein wird bei Herrn Dufrene Geltung haben.“

„Handelt es sich denn nur um Dufrene?“ fragte Madame Monteaur vorwurfsvoll. „In der Hauptsache ist es doch Marguerite.“

„Gewiß!“ sagte Madeleine etwas gereizt. „Ihre Entscheidung ist ausschlaggebend. Aber ich denke mir, daß sie für die Vorstellung derer, die sie lieb haben, nicht gleichgültig sein wird! Was mich betrifft, so bin ich entschlossen, mich für Herr Donzagues einzusetzen.“

„Ich auch.“ fügte Guy mit leiser Stimme hinzu, diesmal von hellem Zorn gegen seine Frau erfüllt.

„Wir bleibt nichts übrig, als mich zu ergeben.“ sagte heiter Madame Monteaur. „Im Grunde seid Ihr Pessimisten. Ich hatte ein gewisseres Vertrauen in die Ereignisse.“

„In die ungünstigen Ereignisse!“ sagte Herbeline mit Bitterkeit.

Guy's Kopf war zum Zerpringen voll. Eine wütende Ungeduld hämmerte in ihm. Er erhob sich, und sich zu einem Lächeln zwingend, küßte er seine Frau auf die Stirn und seiner Schwiegermutter die Hand. Im Park ergriff ihm eine Art von Schwindel. Die zurückgedrängten Gefühle rächten sich; wie eine Meute von Wölfen bäumten sie sich in ihm auf. Er wurde abwechselnd blaß und rot, je nachdem sich die Angst oder die Wut seiner bemächtigte, und er küßte einen unaussprechlichen Haß gegen den Menschen, der Hand an die Wurzel seines Glückes legte. Er mußte sich an einen Baum stützen, sein Kopf ging im Kreise mit ihm herum.

Als er wieder zu sich kam, hatte er nur noch einen Gedanken, ein Instinkt war es vielmehr, der ihn leitete, hinzulaufen nach dem Sandsteinhaus und Dufrene gegen diese Heirat zu stimmen. Aber würde er Dufrene antreffen? Er ließ dieser Gedanken gar nicht aufkommen, es wurde ihm unmöglich, zu überlegen, er stürmte durch die Alleen, kam an das Ufer des Flusses und überschritt die Brücke.

Blöcklich blieb er stehen. An der Kreuzung des Weges ging Dufrene vorüber. Er rief ihn an und mußte den schrecklichen Kampf gegen seine Gefühle wieder beginnen; nun hieß es mit fast übermenschlicher Kraft seine Gesichtszüge zu beherrschen.

„Da ich Sie gerade treffe.“ sagte er, die Hand seines Faktotums drückend, „muß ich Ihnen eine ernste und große Neuigkeit mitteilen. Man wird bei Ihnen um die Hand von Marguerite anhalten.“

Dufrene richtete seine erstaunten Augen auf Guy.

„Aber wir kennen ja niemand.“ sagte er.

Er ließ die Leute, die Marguerite in Aulnettes begegnet waren, Revue passieren und konnte nicht darauf kommen. War es der Zwerg, der Pudlige oder der Greis? Er dachte nicht einmal an Donzagues, den er nur ein einziges Mal gesehen hatte. Sein Gesicht zeigte einige Unruhe.

„Und dann ist sie ja eben erst sechzehn Jahre alt geworden!“

„Warten Sie.“ sagte Herbeline fast flüsternd. „Herr Donzagues ist es, der sich um Ihre Tochter bewirbt.“

„Der könnte ja ihr Großvater sein.“ rief Dufrene ent-rüstet.

„Doch nicht der alte Mann, es handelt sich um seinen Neffen.“ sagte Guy, scheinbar lachend.

„Wie denken Sie darüber?“

„Ich denke gar nichts weiter darüber, als daß es eine gute Partie ist. Aber das genügt doch nicht, nicht wahr?“ fuhr er ängstlich fort. „Man muß doch die Menschen kennen.“

„Welche Ansicht haben Sie über Herrn Donzagues?“ Und seine schönen und treuen Augen auf Herbeline richtend, sprach er:

„Und wenn er ein Milliardär wäre, wenn Sie ihn nicht hängen, will ich gar nicht von ihm reden hören.“

Die Brust des Doktors weitete sich. Er konstatierte wieder einmal, und mit großer Freude, seine Herrschaft über diesen Mann.

„Ich denke gar nichts darüber, ich kenne ihn ebensowenig wie Sie. Im Princip bin ich ja für diese Verbindung, über die wir übrigens alle wünschenswerten Einzelheiten erfahren werden. Marguerite darf aber vor Ablauf von zwei vollen Jahren nicht heiraten, es wäre sonst von Uebel für sie. Aber sollte ich am Charakter des jungen Mannes etwas auszufegen finden, dann werde ich mich ganz frei Ihnen gegenüber äußern.“

Dufrène senkte den Kopf und begann mit der Eisenspitze seines Stockes den Boden zu kratzen. Er zögerte, dann sagte er plötzlich beinahe barsch, wie es oft bei schüchternen Leuten vorkommt:

„Herr Doktor, hat Sie unser Leben in Ihre Hand genommen, haben wir nur Glück gehabt. Sie kennen besser als jeder andre meine Tochter, vor allem meinen Mangel an Initiative. Jeder Entschluß wird mir schwer. Stellen Sie sich also meine Angst vor, wenn ich über die Zukunft entscheiden soll. Wenn ich wagen dürfte — aber ich weiß, das heißt Ihre Güte allzu sehr mißbrauchen —, wenn ich es wagen dürfte, würde ich Sie bitten, mir zu raten, mir alles zu sagen, was ich thun soll. Ich bin überzeugt, daß dabei nur das Beste für Marguerite herauskäme.“

„Das ist ein sehr ernstes Begehren, das Sie da an mich richten,“ antwortete Herbeline. „Mein Urteil in dieser Sache kann doch weniger schwerwiegend sein als das Ihre; Sie kennen Ihre Tochter weit besser als ich.“

„Ich habe mich immer geirrt, wo es sich um die Reinen handelte,“ murmelte Dufrène melancholisch vor sich hin. „Hätte ich die kleine nicht ganz elend gemacht? Wenn es nicht die damit zusammenhängende Unruhe ist, die Sie fürchten, Herr Doktor, wenn Sie sich nur einfach Strupeln machen, dann, bitte, lassen Sie mich in dieser Angelegenheit nicht allein handeln. Ich ginge ja doch nur aufs Geratewohl vor.“

Er hatte die Hand des Doktors erfaßt; sein ganzes Wesen strömte das Vertrauen des Schwachen in den Starken aus.

„Also gut, dann soll es dabei bleiben!“ rief Herbeline, der sich kaum länger zu beherrschen vermochte. „Ich werde trachten, Herrn Donzagues näher kennen zu lernen, und werde Ihnen dann ganz genau sagen, wie ich über ihn denke, was ich im Interesse Ihrer Tochter für das geeignetste halte.“

„Sie befreien mich von einer wahren Last,“ erwiderte lebhaft der andre, „und wenn Sie oder die Damen die kleine auch noch verheiraten wollten — ich bin gar so ungeachtet.“

„Wir werden ganz nach den Umständen vorgehen,“ antwortete ihm Herbeline.

Sie waren im Sprechen vorwärts gegangen. Das Haus kam zum Vorschein, und die großen Kirschbäume leuchteten. „Ich gehe mit Ihnen hinein. Ich habe eine Verbesserung vor, die ich mit Ihnen durchsprechen will.“

Er trat mit heftigem Herzklopfen ein und hatte den rasendsten Wunsch, Marguerite sprechen zu können. Der Zufall war ihm günstig, Dufrène wurde von einem Pächter erwartet.

„Lassen Sie sich nicht stören, lieber Freund,“ sagte Guy gutmütig, „ich habe gar keine Eile und werde Sie auf der Terrasse erwarten.“

Mit raschem Blick hatte er das junge Mädchen erpäht, die im Freien, von ihren Büchern umgeben, an einem Tische saß. Langsam schritt er auf sie zu.

„Sie haben mir versprochen, nicht länger als drei Stunden täglich an der Uebersetzung zu arbeiten?“

„Es dauert noch eine Viertelstunde, bis meine Zeit abgelaufen ist,“ antwortete sie. „Ich habe redlich mein Wort gehalten!“

„Um so besser!“

(Fortsetzung folgt.)

„Der Strom“ von Max Halbe.

(Neues Theater.)

Das Haus der Doorns, in dem die Handlung sich abspielt, liegt dicht am Ufer der Weichsel hinter einem der hohen Deiche, die bei steigender Flut und schwerem Eisgang den drängenden Gewalten nur mühsam widerstehen. Es fragt sich: werden die Schanzeln, die Menschenhand dem Element entgegentürmte, standhalten, oder wird

die Hochflut, die Fesseln sprengend, jetzt vernichtend, todbringend über Haus und Menschen daherbrausen? So wirkt der Strom als gruseln der Stimmungserreger. Gleich in der ersten Scene in dem Gespräch des jüngsten Doorn mit dem alten Ulrichs klingt dies Moment der „Spannung“, das dann in immer neuen Variationen wiederkehrt, mit an: „Jeden Tag kann so ein Durchbruch kommen. Ja! Die ist wie ein wildes Vieh, die Weichsel. Wie so 'n wildes Vieh, das sie auf dem Jahrmarkt zeigen. So lang die Eisenstangen halten, . . . da lacht man und denkt sich: brüll du man. Aber laß man so 'ne Eisenstange locker werden, . . . dann frißt es uns alle auf.“ Die Großmutter lauscht ängstlich, als wenn sie die Gefahr mit leisem Tritt aus weiter Ferne kommen höre. Telegramme der Deichverwaltung laufen ein. Die Wasser schwellen hart bis zum Rande des Dammes. Sturmkläuten, Alarm signale. Von draußen her klingt laut das schollernde Geräusch der aufeinanderprallenden Eisblöcke herüber. — Indes erfüllt der Strom hier auch noch andre Funktionen. Das Schicksal all seiner Personen hat Halbe so oder so durch irgend eine Wendung zum Strom in Beziehung gebracht. Er hat die zwei Kinder Peter Doorns verschlungen, des alten Ulrichs väterliches Gut verpfändet und verschlammmt, ihn selbst zum Bettler gemacht; Peter als alt eingesehener Deichhauptmann, Heimrich als moderner Strombaumeister, der das wilde „Raubtier“ zähmen und in ein andres Bett locken will, kämpfen mit dem Element. Und die feindlichen Brüder Peter und Jakob enden in der Flut. Endlich liefert der Strom das Material für eine ausgedehnte Symbolik. In dem Doornschen Hause giebt es ein lang gehütetes Geheimnis, das nun ans Licht will und sich manifestierend, die altgenohnten, eingeerosteten Verhältnisse des Lebens in ihrem Grund erschüttern muß. Am der kleinen Privat-affaire ein höheres Ansehen, eine Art von Schicksalsmajestät zu geben, muß der alte Ulrichs dies Binzigste mit dem gewaltigen Spiele der Natur vergleichen. „Es ist eine Zeit, wo alles möglich ist. Und es wird gehen, wie mit dem da draußen. Wie mit dem Strom wird es gehen. . . Was thut der Strom, wenn seine Zeit da ist? . . . Siehst du Kerlchen. Er kommt ins Treiben. Da kann das Eis noch so fest gepackt liegen, wenn seine Uhr geschlagen hat, kommt er ins Treiben. Und mir ist beinahe, als wenn die Uhr schon ansetzt zum Schlagen.“ Oder Jakob, der siebzehnjährige, wird philosophisch und erzählt, wie er im Mondlicht die jagenden Schollen gesehen, da sei es wie eine Erleuchtung über ihn gekommen, der Strom, der sei das Leben oder das Schicksal und „die Menschen, das sind die Eischollen, die ziehen so reißendweise runter zur See.“

Es hilft alles nichts: Nicht das Anathem des Eises, nicht das Ertrinken, noch die Gleichnisreden — in der Dichtung wird die Naturgewalt uns nicht lebendig. Draußen fließt der Strom vorbei. Kein Schauer, der die Herzen in der Tiefe ergriffe, weht von ihm in Halbes Schaupiel herüber. Alles ist eug und klein und den Ereignissen, in denen wir nach des Dichters Absicht etwas Elementares, Zwingendes bewundern sollen, fehlt jede Wucht und Ueberzeugungskraft. Die Menschen interessieren nicht, und selbst am verzeitelt und verschönert sich die Handlung. Wie anders wirkte da das Bild des Stromes, der seine winterliche Decke zertrümmert, in dem verheißungsvollen Jugenddrama Halbes, im „Eisgang“. Da war ein Ringen, die Gegenläufe und den Kampf der Zeit nachbilden in individueller, dichterischer Anschauung. Aus der Enge hob sich der Blick ins Weite und die Gestalten wiesen über sie hinaus auf eine große allgemeine Weltentwende. Keine Konzeptionen an die konventionelle Theatermanier, herbe, schmutzlose Wahrheit in jeder Scene und jedem Wort des Dialogs! Kein künstliches Symbolisieren, im Gespräch aber eine künstlerische Symbolik, in der Handlung, aus der das Bildnis des Eisgangs, als Ausdruck eines neu heranziehenden Geistes und dumpf von fernher grollender Volksempörung, organisch heranwächst.

Das Geheimnis des Doornschen Hauses ist recht trivialer Art. Kurz vor seinem Tode hatte der alte Gutsherr ein Testament aufgesetzt, in dem er seine drei Söhne gleichmäßig bedachte. Peter aber, der Älteste, der den Hof übernehmen sollte, hat das Papier vernichtet und auf Grund einer früheren Verfügung des Vaters das gesamte Erbe an sich gebracht. Die Großmutter weiß die Fälschung und billigt sie. Denn, so rechtfertigt sie sich in ihrem harten, patriarchalischen Sinn: „Was soll aus einem Grundstück werden, wenn jeder sich sein Stück davon wegschneiden kann und seiner Wege gehen?“ Und ebenso verteidigt Peter seine That: Eine Teilung hätte zum Ruin, zum Untergang von allem, was hundert Jahre zusammengehalten, geführt. „Ich, als der Älteste, habe die Verantwortung dafür gehabt. Ich bin der Kapitän gewesen, der's auf seinen Kopf zu nehmen hatte. Ohne mich wär' das Schiff im Strom versunken, und alle, die darauf waren, mit. Ich habe das Gut gehoben! Ich habe die Ziegelei in Flor gebracht! Ich habe die Schulden abbezahlt! . . . Ich habe Weizenboden geschaffen, wo mein Vater noch knietief im Sande hat waten können. Das ist mein Werk.“ Nur einmal ist etwas wie Reue und Gewissensangst in seiner Seele aufgeblüht. Als das Furchtbare ihn traf — der jähe Zufallstod seiner beiden Kinder —, da hat er, erschüttert, überwältigt, Renate, seiner Frau, die That gestanden. Ihre Liebe wandelte sich in Abscheu; was ihm in jener Stunde in den Sinn fuhr, der Tod der Kinder sei die Strafe des Verbrechens, wird in dem Sinn der Frau zu einer unablässig peinigenden Wahnidee. Sie haßt in ihm nicht nur den Verbrecher, auch den Mörder ihrer Kleinen. Fünf Jahre sind seit jenem Tage vergangen. Daß ihre Flehen, Peter möge das begangene Unrecht freiwillig wieder gut machen, je Erfolg haben werde, kann sie unmöglich noch hoffen,

hofft sie auch nicht mehr. Aber es bleibt ganz unklar, was denn etwa sonst sie so lange an der Seite dieses Mannes seitgehalten haben kann? Sie hat, erzählt sie, seit jener Stunde jeden Verkehr ihm geweigert; sie ist unabhängig, nichts hat sie von ihm angenommen und „was sie für sich brauchte, aus eigener Tasche bezahlte“. Kein konventionelles Vorurteil fesselt sie. Also, warum geht sie nicht, ist sie nicht längst gegangen? Je mehr man den Voraussetzungen, auf denen das Drama sich aufbaut, nachgeht, um so brüchiger erscheinen sie. Ist es denkbar, daß eine so brutale Natur, wie die Peters, diesen jahrelangen, passiven Widerstand ertragen hat, ohne zur Gewalt zu greifen?

In den Bühnenvorgängen selbst tritt die Art bloß theatermäßiger Scheinmotivierung, und zwar in den die Handlung entscheidenden Wendungen, womöglich noch störender hervor. Es giebt prächtige Ansätze der Charakteristik, so in der Figur des alten Ulrichs, der Großmutter und vor allem Jakob Doorns. Das Bild dieses trohigen, verwitterten, ausgewachsenen Jungen, der mit der läppisch eifersüchtigen, schwärmerischen Liebe seiner sechzehn Jahre an Renate hängt und mit dem dumpfen Groll des Enterbten Peter haßt, ist in den ersten Akten voll lebendiger Kraft, das Beste in dem Stück. Doch auch er fällt schließlich dem Effektbedürfnis einer äußerlichen Handlung zum Opfer. Heinrich, der dritte der Brüder, der draußen in der Welt mit rüstiger Kraft sich seinen Weg gebahnt, kehrt, von der Regierung beauftragt, die neuen Stromarbeiten zu leiten, unvermuthet ins Vaterhaus zurück. Er hat Renate einst geliebt. Die alten Erinnerungen werden wach, unwillkürlich verrät die Frau, daß sie in ihrer Ehe namenloses Elend dulde, und Heinrich, in dem ja die Hoffnung wieder auflodert, dringt in sie, ihm zu neuem Leben zu folgen. Somit ist hier die Psychologie noch verständlich. Aber was hat die Liebe, die sich jetzt leise auch in Renates Herzen zu regen beginnt, mit dem Geheimnis, das sie weiß, zu schaffen? Warum, wenn sie bisher geschwiegen, um ihrem Manne die Schande des Gefängnisses zu ersparen, kommt ihr nun auf einmal das brennende Begehren, Heinrich, der den Schaden längst verschmerzt hat, Peters That zu verraten? Es fehlt da jeder halbwegs überzeugende Zusammenhang. Noch toller ist es, wenn, um die Spannung durch ein retardierendes Moment noch länger auszuweihen, Ohm Ulrichs, unter gänzlicher Verleugnung seines früheren Charakters, plötzlich als Warner auftritt. Renate — das ist der durchsichtige Zweck — soll eben den Vorjah, zu schweigen, nochmals erneuern, um ihn dann in einer präselbsten Effektscene desto wirksamer zu durchbrechen. Peter droht ihr zum erstenmal in fünf Jahren mit Vergewaltigung, und nun in zitternder Empörung ruft sie Heinrich herbei und schreit ihm das Verbrechen seines Bruders ins Gesicht. Da tönt von draußen Alarm: der Eisgang naht. Und die Brüder stürmen hinaus, mit den andren gemeinsam den Damm zu hüten. — Der dritte und letzte Akt ist wohl der schwächste. Peter, zur Rede gestellt, leugnet selbstverständlich alles ab. Was seine Frau behauptet, habe er niemals gesagt, es seien ihre eignen tranthastnen Einbildungen. Renate mußte, wie sie ihn kannte, voraussehen, daß er mit dreifacher Stärke sich verteidigen werde. Aber der Dichter will, daß ihr das als ein Neues, Ungeheures erscheine. Denn nun erst sagt sie sich von ihrem Manne los. Als Jakob von Heinrich den Betrug erfährt, schämt er auf in wilder Wut. Aber noch schärfer stachelt ihn die Eifersucht. Nicht ihm, dem Bruder, hat Renate das Geheimnis verraten; jenen also, nicht ihn, hat sie geliebt. Von Peter verhöhnt, sinnlos in seiner Rachsucht und dem Schmerz geläugelter Liebe, sucht er — den Damm zu durchstechen. Alles soll die Flut ersäufen. Peter jagt ihm nach und beide stürzen, miteinander ringend, in den Strom. Die krasse Gewaltthatigkeit des Ausganges überrascht nicht, sie stimmt zum Stil des Ganzen.

Das Drama, das schon in Wien und andren Städten mit großem äußeren Erfolge aufgeführt ist, fand auch beim Publikum des Neuen Theaters lauten Applaus. Dem Dichter wurden Ovationen dargebracht. Frau Sorma, die auf längere Zeit dem Reinhardt-Ensemble beigetreten ist, gab die Renate. Aber selbst ihre Kunst, so viel treffliche Einzelheiten sie gab, vermochte kein Leben in die Gestalt zu zaubern. Auch kehrte sie, schien mir, in Haltung, Miene, Ton so sehr die müde und gebeugte Dulderin heraus, daß darüber die Sinnemacht, die von ihr ausgeht, Jacobs und Heinrichs Leidenschaft, schwer verständlich erschien. Sehr plastisch einbrucksvoll war Reicher als schnapsliebender, bedächtiger Ohm Ulrichs, Hedwig Wangel als Großmutter und in manchen Scenen Licho als der ungebärdige, jüngste Bruder Jakob. Peter und Heinrich Doorn wurden von den Herren Joseph Klein und Winterstein natürlich und in guter Haltung dargestellt. — Conrad Schmidt.

Kleines feuilletton.

or. Weihnachtsbäume. In langen Reihen stehen sie die Straßen entlang, eine Stadt in der Stadt, eine Stadt mit grünen Gassen und stillen, lauschigen Plätzen. Durch das Alltagsgetriebe der Weltstadt flüstert plötzlich ein seltsam Rauschen, zieht ein feiner Duft. Tannenrauschen, Tannenduft. . . Wir wandern nicht mehr in den Wald hinaus, so ist der Wald zu uns gekommen, der Christbaumwald.

An allen Ecken und Enden ist er plötzlich in die Höhe geschossen. Ueber die wintergrauen Straßen breiten die Tannen und Fichten ihre ziellichen Äste aus. Draußen im Westen und oben fern im äußersten Norden, „wo die letzten Häuser stehen“. Hier hoch und

stattlich, mit ragenden Wipfeln, da klein und unscheinbar als dürftig dünne Bäumchen.

Weihnachtsbäume! Der Wanderer hemmt den Fuß. Weihnachtsbäume: sie rauschen leise, und was erklingt in ihrem Rauschen nicht? Hoffen und Erinnern, Weh und Lust zugleich. Aus den schwanfenden, grünen Nadeln steigt ein Ähnen kommender Seligkeit; bald, und die Kerzen leuchten, und heimlichen Wünschen wird Erfüllung. Bald! Aus den schwanfenden grünen Nadeln winkt Erinnerung mit stillen Augen: Weist Du noch?

Weist Du noch von vergangnen Tagen, weist Du noch von all' dem Schimmer, als sorgende Liebe um Dich war? Und winkt Dir keine Liebe heut:

Du besafest Doch einmal,
Was so köstlich ist.

Ob Liebe kommt, ob Liebe geht, die Tannen rauschen, und ist kein Glück so hoch und stolz, und ist kein Leid so tief und weh, ihr Rauschen flüstert doch dazwischen. Noch stehen ihre Gassen eng und dicht und tragen in das Alltagsgrau der Weltstadt ihr stilles dunkelgrün: je näher des Festes Kerzen leuchten, desto lichter werden ihre Reihen. Langsam verschwindet eine nach der andern, die hohen Großen gehen zuerst, dann folgen die Kleinen und Aller kleinsten. Wohin wandern sie?

Draußen auf freier weiter Heide standen sie alle bei einander; dieselbe Sonne küßte ihre Wipfel, derselbe Windhauch spielte mit ihren Zweigen. Jetzt wird es anders. Sie sind unter die Menschen gekommen und die Menschen kennen keine Gleichheit, die Menschen scheiden Vornehm und Gering, sie machen es mit den Bäumen wie mit sich selber. Die Großen, Leppigen, das sind die kostbaren und eleganten, die wiegt man auch mit Thalern auf; was klein und dünn und dürftig ist, das gilt nicht viel.

Und so gehen die Großen, Stattlichen denn in des Reichthums stolze Säle. Gold und Silber hängt man an ihre Zweige und funkeln den Glanz und köstliche Redereien. Mit ungezählten Lichtern übersät man sie, vom Fuß bis zur Spitze, und sie neigen sich über reiche Tafeln, die fast brechen unter der Gaben Last. Und Glanz und Jubel ist um sie her, und Leppigkeit und Pracht.

Aber je kleiner die Bäumchen, je kleiner die Stuben, und die aller kleinsten kauft der arme Mann. Er kauft sie am heiligen Abend spät, wenn die Lichter der Großen schon zu Ende brennen und wenn man die Bäumchen für ein paar Pfennige erhält, weil der Händler endlich ganz gewiß weiß, daß diesen kleinen, elenden Stamm niemand mehr kaufen wird.

Niemand, das heißt, niemand, der Geld hat. Denn, wenn die Menschen den Menschen bewerten, bewerten sie ihn immer nach dem Geld und danach ob er's in harten Thalern oder in Groschen im Beutel trägt.

Und so wandern denn die aller kleinsten Bäumchen zu denen, die nur die Großen haben, in armselige Dachkammern wandern sie, in enge Hoffstuden und niedere Kellerlöcher.

Nur ein paar dürftige Dreierlichter steckt man an ihre dünnen Zweige, nur ein Paar billige Äpfelchen und Nüsse und Pfennigstücken hängt man daran. Und die Geschenke sind gar schlicht und klein.

Oft fehlen sie auch ganz. Aber seltsam ist's. Die kleinen, dürftigen Dreierlichter spiegeln sich auch in frohen Augen und wenn der Frohsinn auch mit ihnen wieder erlischt.

Und wenn das Bäumchen leise flüstert, dann flüstert's auch vor frohen Herzen, auch, wo nicht ein einziges Geschenk zu seinen Füßen liegt.

Und soll man denn nicht froh sein?
Und wenn man sonst auch gar nichts hat, und wenn man auch Sekunden nur in holdem Wahn sich wiegt, im Wahn vom Glück, man hat sich doch den Wahn herzaubern können! Man hat doch einen Weihnachtsbaum.

Und so viele haben den nicht mal!
So viele an der Menschheit „Liebesfest“, für die nicht eine Tanne rauscht, für die nicht einer Kerze Schimmer den uralten ewigen Sieg des Lichtes kündet.

So viele . . .
Aber das Licht siegt doch! — —

— Aus den Geheimnissen der Statistik. Die „Deutsche St. Petersburg Zeitung“ läßt den seither verstorbenen General R. M. Baranow, der von der russischen offiziellen Statistik den Ausdruck that, sie sei nur ein „Produkt der Eingebung der Bezirkschreiber“, folgende Geschichte erzählen: „Die Sache spielte sich schon viele Jahre nach der „Epoche der großen Reformen“ in einem centralen Gouvernement ab, in dem es niemals Buddhisten oder Mohammedaner gegeben hat. In einer der Bezirksverwaltungen dieses glücklichen Gouvernements waren unter Vermittlung des Isprawnik (Landpolizeimeisters) und des Stanowoi (Kreisrichters) die üblichen Planlets eingetroffen, auf denen die Verwaltung die Daten über die Bevölkerung, die Gebäude usw. zu verzeichnen hat. Nach der Tagesarbeit, so zu sagen in den Mußestunden, setzten sich der Bezirksälteste und der Bezirkschreiber nieder, um die Planlets „auszufüllen“. Es ging alles ziemlich glatt. Die Rubriken „Männer“, „Frauen“, „Kinder“, „Hölzerne“ und „Steinerne Gebäude“, „orthodoxe Kirchen“ waren ausgefüllt, die Frage nach den katholischen und evangelischen Kirchen war mit einem entschiedenen „nicht vorhanden“ beantwortet, als die „Ausfüller“ plötzlich durch die Rubriken „Moscheen“ und „Churulen“ (buddhistische Tempel) in Verlegenheit versetzt wurden.

„Was sind das für Dinge?“ fragte der Kellner erstaunt den Schreiber.

„Weiß der Teufel!“ erwiderte jener. „Vielleicht werden die Getreidebarken und Tenner von den Gelehrten so genannt.“

„So schreib einfach „nicht vorhanden.““

„Wenn aber plötzlich welche da sind?“

„Nun so schreib: fünf Moscheen und zwei Churulen!“ entschied der Gemeindeälteste.

„Und so machen sie es.“

Als der Schriftführer des Stanowoi die Antworten der Bezirksverwaltung erhalten hatte und die Angaben maschinenmäßig summierte, schrieb er ebenfalls, ohne viel zu klagen: „fünf Moscheen und zwei Churulen!“ Das wiederholte sich beim Spratnik und im statistischen Komitee selbst. So gelang denn die Kunde von den „fünf Moscheen“ und „zwei Churulen“ in dem allerrussischen und allerkatholischen Gouvernement bis nach Petersburg. Die Beamten der Residenz bemerkten stumm die „Moscheen“ und „Churulen“, machten gehörigen Ortes Anzeige, und nun begannen die Schreibereien von Ressort zu Ressort. Wer hat es gestattet, im Gouvernement A. Moscheen und Churulen zu errichten, und wam ist es geschehen? Liegt nicht am Ende eine Propaganda, eine Verlockung zur Abtrünnigkeit vor? Die Sache erschien als so wichtig, daß man in Petersburg, ohne von dem betreffenden Gouverneur Aufklärung zu verlangen, eine geheime Kommission, zu der Kenner der mohammedanischen und buddhistischen Religion gehörten, an den „Ort des Ereignisses“ abkommandierte. Der Gergang klärte sich auf die einfachste Weise von der Welt auf, aber die Herren Kommissionsmitglieder erhielten sehr solide „Abkommandierungsgelder“...

k. Bei den Mormonen. In seinen Skizzen aus dem amerikanischen Leben, die Jules Huret in „Figaro“ veröffentlicht, schildert er in seiner anschaulichen Art auch einen Besuch in der „Salzsee-Stadt“ bei den Mormonen. „Meine erste Ueberraschung war die Stadt; mir fiel sofort die Ordnung, die darin herrschte, und ihr allgemeiner Zustand auf. Ich hatte gedacht, unter ein Volk von Träumern und Dummlern zu geraten, die in einer Ducht des Salzsees kampieren. Und zu meiner höchsten Verwunderung befand ich mich in einer amerikanischen Stadt, reinlicher und hübscher als die meisten, die ich bis jetzt gesehen hatte. Die Straßen von Salt Lake City sind gerade, in Quadraten angelegt, wie auch im übrigen Amerika; sie sind alle 40 Meter breit, und elektrische Bahnen durchkreuzen sie. Auf den Trottoiren sind Bäume gepflanzt, was ich sonst nirgends gesehen habe. In dem Handelsteil der Stadt stoßen die Gebäude aneinander, viele haben sieben oder acht Stockwerke; während es im Allenviertel ein- oder zweistöckige Landhäuser giebt, mit Veranden und Gärten. Im Norden und Osten wird die Stadt von einer Hügel- und Bergkette umrahmt; im Süden dehnt sich das Thal in einer Breite von 32 Kilometer aus, während es im Westen auf 25 Kilometer vom Salzsee begrenzt ist, der zehnmal so groß ist wie der Genfer See, da er 144 Kilometer Länge auf 64 Kilometer Breite hat. Er liegt 1200 Meter über dem Meeresspiegel, die Stadt selbst 1000 Meter.“

„Aber ich möchte nun endlich Mormonen sehen,“ erklärte ich meinem Führer. „Fast alle, die Sie sehen, sind es — ich auch,“ erwiderte dieser erstaunt. Er war ein kleiner härtiger Mann von ruhigen, träumerischem Aussehen in sehr einfacher Kleidung; er erzählte mir, daß er Schweizer von Geburt wäre, daß er in seinem Kantone durch einen Mormonenmissionar bekehrt wurde, und es für besser für sein Seelenheil hielt, sich der Mutterkirche zu nähern. „Darum bin ich nach Amerika gekommen. Ich bedauere es nicht. Ich bin verheiratet, ich habe mehrere Kinder und eine Anstellung an der Zion cooperative mercantile Institution, die von dem Apostel Brigham Young gegründet worden ist. (Das ist eine Art großes Warenhaus, in dem man alles findet.) Ich lebe glücklich. Auch habe ich einen Rang in dem Priesterstand der „Heiligen der letzten Tage“ — so heißen die Aeltesten der Mormonenkirche.“

„Natürlich sind Sie Polygamist?“ fragte ich.

„Keineswegs. Nicht alle Mormonen sind Polygamisten; um es zu sein, muß man Vermögen haben; denn die Erziehung einiger zwanzig Kinder ist teuer. Uebrigens ist jetzt die Polygamie gesetzlich verboten und offiziell giebt es keine Polygamie mehr.“

„Mein Erstamten wuchs. Und es giebt viele Mormonen?“

„Nach den statistischen Angaben von 1902 hat die Kirche der „Heiligen der letzten Tage“ 3 Präsidenten, 12 Apostel, 200 Patriarchen, 6800 Hohepriester, 2700 Septanten, 20 000 Kellner, im ganzen 36 745 Priester des Melchisedek. Die Zahl der Atonspriester, Bischöfe, Prediger und Diakonen beläuft sich auf 25 700; im ganzen sind es also 62 445. Dazu muß man die Hilfsorganisationen rechnen, die 264 150 Mitglieder haben; dann bekommen Sie einen Begriff von der Expansionskraft unserer Lehre, die kaum Dreivierteljahrhundert alt ist. Die meisten Mormonen leben in Utah, andre in Colorado, Neu-Mexiko und Arizona. Als im Jahre 1848 die Mormonen in Utah ankamen — das bis dahin völlig wüst lag — waren sie 2000 Mann; im Jahre 1860 waren wir 40 273, im Jahre 1880 143 000 und im Jahre 1900 hatte Utah, wie die Schätzung erwies, 276 749 Einwohner, davon vier Fünftel Mormonen. In den Städten sind die Heiden ziemlich zahlreich, aber auf dem Lande findet man nur die „Heiligen der letzten Tage“.“

Auf einer Anhöhe der Stadt erhob sich eine Kirche aus bläu-

lichem Stein mit sechs spitz zulaufenden Türmen in sehr schönem Stil. „Das ist der Mormonentempel. Der höchste Turm ist 66 Meter hoch. Die Statue darauf stellt den Engel Moroni dar, der die Trompete bläst und das Mormonenebangelium allen Völkern der Erde verkündet; der Bau hat vierzig Jahre in Anspruch genommen; er steht nur den „Heiligen der letzten Tage“ offen. Es ist auch für den Fremden nichts Merkwürdiges darin zu sehen, außer einem Marmorbecken, das zur Taufe der Lebendigen und der Toten dient.“

„Der Toten?“

„Ja, da das Mormonenebangelium erst seit 75 Jahren bekannt ist, müßte man annehmen, daß alle Amerikaner, die früher lebten, verdammt sind. Das wäre doch höchst ungerecht. Gott hat mit Mormon gesprochen und ihm verkündet, daß die Nachkommen die Seelen der Vorfahren durch eine besondere Taufe retten können, die sie für sie zu diesem Zweck empfangen.“

„Und diese riesige Schildkrötenkchale von Stein, neben der Kirche?“

„Das ist das Tabernakel. Wir dürfen eintreten.“

Wir traten in einen riesigen, elliptischen Saal von 75 Meter Länge und 45 Meter Breite ein, dessen Dach einen Vienenkorb nachahmt. Kein einziger Pfeiler ist vorhanden, und man fragt sich, wie sich diese elliptische Kugel halten kann.

„Hier finden Sonntags die Gottesdienste statt; oft werden geistliche Konzerte gegeben. Mme. Patti und andre Künstler, die hier gesungen haben, erklären, daß es nirgendwo auf der Welt eine so vollkommene Musik gäbe. Man hört das geringste Geräusch von einem Ende des Saales zum andern.“

Der Führer entfernte sich, und als er am Ende des Saales angekommen war, ließ er eine Stednadel auf das Holz eines Stuhlfußes fallen. Ich konnte deutlich das Geräusch hören. Die Orgel ist die zweitgrößte der Vereinigten Staaten; ein freiwilliger Chor von 400 Stimmen wirkt jeden Sonntag mit.“

Humoristisches.

— „Uf eenmal lielt 'n Been raus!“ Ueber die Herkunft dieser Redensart wird der „Frankfurter Zeitung“ erzählt. Ein richtiger Berliner macht mit mehreren Freunden eine Schlittenpartie. Ihm gegenüber sitzt sein Freund August. Der Schlitten „jondelt“ über die schneebedeckte Landstraße. Den Verlauf der Fahrt schildert der Berliner also: „Als wir nu so 'ne Weile jejondelt hatten, uf eenmal lielt 'n Been raus! Ja sage zu August: „August, nimm det Been herin, Du wirst Dir det Been verfrieren.“ — „Mein Been is 't nich,“ sagt August. Un richtig, det Been war weg. Mit einem Male war det Been wieder da. „Na,“ sag id, „August, nimm det Been herin, 't find 14 Grad, Du wirst Dir det Been verfrieren.“ — „Mein Been is 't nich,“ sagt mein Freund August. Nachher war det Been bald drauhen lieber den Schlitten zu sehen, bald war et weg. Dat wurde mir denn doch zu vilke un id sage zu dem Antscher: „Antscher,“ sag id, „wenn wieder 'n Been rauslielt, hauen Se mit der Peitsche druff.“ Mit einem Male is det Been wieder drauhen. Ja will jerade „Antscher“ rufen, da haut er schon zu un — wat meenen Se? — er haut mir uf's Been!“

Notizen.

— Eingegangen ist: „Aus engen Gassen“. Gedichte von Otto Krille. (Berlin, Joham Sassenbach.) Preis 60 Pf. — Der neue Maeterlinck „Wunder des heiligen Antonius“ wird im Januar im Deutschen Theater aufgeführt werden.

— Die Erstaufführung des Schnitzlerschen Schauspiels „Der einsame Weg“ im Deutschen Theater wird im Februar stattfinden.

— Im Leipziger Schauspielhaus fand Welders „Robespierre“ eine freundliche Aufnahme.

— „In festen Händen“, Schauspiel von Raoul Auernheimer, wird im Wiener Deutschen Volkstheater die Erstaufführung erleben.

— Siegfried Wagner hat eine neue Oper „Bruder Lustig“ vollendet; sie behandelt einen österreichischen Stoff.

— Die Hoffnung des Bundes. In einer Unterredung mit dem Berliner Korrespondenten der „Neuen Freien Presse“ äußerte sich Walter Leistikow über die Entfischung und Ziele des „Deutschen Künstlerbundes“. In dem Bericht, den das Blatt über die Unterredung bringt, kommt die Stelle vor: „Der Bund hofft sogar, daß es dem Großherzog (von Weimar) gelingen wird, die Antipathien gegen die moderne deutsche Kunst zu beseitigen, die an einer hohen Stelle wohl nur deshalb bestehen, weil die modernen Künstler dort von gewissen Kunstreaktionären als Revolutionäre und Socialdemokraten geschildert werden.“

— Auf dem ersten internationalen Schulhygiene-Kongress, der vom 4. bis 9. April 1904 in Nürnberg stattfindet, werden u. a. folgende Vorträge gehalten werden: „Was hat die Augenheilkunde für die Schulhygiene geleistet und was muß sie noch leisten?“ — „Ueber die Aufgaben und die Ausbildung von Schulärzten.“ — „Verhütung der Infektionskrankheiten in der Schule.“